



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas, Alexander: Feuer! : Erinnerung aus dem russischen Polizeileben :
(Fortsetzung). 4

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die sich endlos auszudehnen scheint, da die Berge des Apennins im Abendlichte verschwinden, ist alles auf Erinnerung gestimmt. Die Ebne scheint sich zu bevölkern, die Gestalten der Weltgeschichte tauchen auf, die Hafenstadt, das alte Ravenna ersteht wieder. Doch es ist nur ein Reflexbild historischer Erinnerung. In Wirklichkeit liegt nur eine einsame Ebne vor uns, die Gefilde der Schlacht von Ravenna, wo am 12. Mai 1512 die Truppen Frankreichs unter dem heldenmütigen Gaston de Foix gegen die Spanier und die Truppen des Papstes Julius des Zweiten an dem Ufer des Roncoslusses einen in der Folge ergebnislosen Sieg errungen haben. Welcher Gegensatz, auf dem Felde, wo einst um die Geschicke der Welt gerungen wurde, ein Kampf um die Geschicke des durch seine Dynasten und seine Staatenbildung zerrissenen Italiens der Renaissancezeit, aus der sich die große Gestalt des Papstes aus dem Roveregeschlecht, Julius der Zweite, abhebt, dessen Antlitz Rafael in seinem Gemälde im Palazzo Pitti verewigt hat.

Wenn man Ravenna betritt oder verläßt, so sendet den ersten und den letzten Gruß aus den Gärten herüber Theodorichs Grabmal. Es ist die bleibende Erinnerung an die alte Rabenstadt. Man denkt sich unwillkürlich die Heldegestalt Dietrichs von Bern, nicht so zierlich, wie sie in der Innsbrucker Hofkirche am Grabmal Maximilians gebildet ist, aber doch vielleicht mit einem schwermütigen Zug in dem Antlitz, der die Trauer des Herrschers zum Ausdruck bringt, daß es seinem Volke nicht gelingen sollte, in Italien die Heimat zu finden.

München

Karl Meyer



Feuer!

Erinnerung aus dem russischen Polizeileben

von Alexander Andreas

(Fortsetzung)

4



alter Regen mit Schneeflocken vermischt empfing mich auf der Straße. Der Wind blies eisig. Ich schauderte. Dabei war ich höchst unzufrieden mit mir. Gleich am ersten Dienstage hatte ich mich verleiten lassen, faumselig zu sein. Was sollte ich Zemeljan Afanasjewitsch sagen, falls er Rechenschaft über den Tag von mir forderte? Ärgerlich wickelte ich mich in den Mantel und eilte zum Flusse, um am Ufer die Verkündigungsstraße zu erreichen und mich im Stadtheilhaus zu zeigen. Kaum war ich um die Ecke gebogen, als ich den Aufseher vor mir sah.

Ah, Sie sind es! sagte er, als ich die Hand an die Mütze legte. Es ist schändliches Wetter, Alexander Andrejewitsch, und Sie sind, wie ich erfahren habe, gar nicht zu Hause gewesen, haben vielleicht noch nicht zu Mittag gegessen. Lassen Sie die Sache nicht gar zu hitzig an. Der Mensch kann auch zuviel tun. Sie wollten jetzt wohl in das Stadtheilhaus?

Ja, Zemeljan Afanasjewitsch, preßte ich verlegen heraus.

Lassen Sie es für heute genug sein. In der vorigen Nacht habe ich die Posten revidiert. Heute haben Sie es getan, und zwar, wie ich von Jegorow

gehört und aus einzelnen Worten der Schutzleute aufgefaßt habe, mit Strenge und Sachkenntnis. Ich bin den ganzen Tag unsichtbar gewesen, und nun erwarten die Kerle mich mit Sicherheit wieder in der Nacht. Wir wollen sie in der Erwartung lassen und beide diese Nacht zu Hause verbringen. Bei der Kasse ist hoffentlich kein Feuer zu erwarten. Also auf morgen.

Er reichte mir die Hand und ging weiter.

Ich schlief nach Hause wie ein begossener Pudel. Ich hätte mich ohrfeigen mögen. Ich hatte gewissenlos gegessen und mich gepflegt, während der Aufseher glaubte, daß ich mich im Dienste aufriebe. Oder tat er nur, als ob er es glaubte? War ihm mein langer Besuch bei Burin nicht vielleicht ebensowenig verborgen geblieben wie der Umstand, daß ich den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen war?

Als ich in meiner Wohnung ankam, und mein Schutzmann mich einließ und mir den nassen Mantel abnahm, traf mich das Bewußtsein einer zweiten Gewissenlosigkeit wie ein Keulenschlag. Ich hatte richtig den Tag über nicht an den armen Menschen gedacht.

Gerassim, fragte ich und behielt die triefende Mütze in der Hand, warst du essen gegangen?

Nein, Euer Wohlgeboren. Ich durfte nicht, Euer Wohlgeboren, fügte er schüchtern hinzu, als er bemerkte, daß ich ihn unzufrieden ansah. Sie hatten nicht beliebt zu befehlen, und ich konnte doch das Quartier nicht verlassen.

Was hast du denn gegessen?

Euer Wohlgeboren hatten beliebt zu befehlen, ich sollte den nachgebliebenen Tee trinken. Ich hatte noch ein Stückchen Brot von gestern abend.

Ich drehte mich rasch ab, damit er mein Gesicht nicht sehe. Ich fühlte, ich wurde rot vor Scham. Ich langte nach dem nassen Mantel. Er sprang zu und half mir ihn mit vor Erstaunen offenem Munde wieder über die Schultern werfen.

Besorge hurtig die Teemaschine, sagte ich im Hinausgehn. Ich komme gleich wieder.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.

Fluchend über meine Gedankenlosigkeit ging ich fort. Der zur Bedienung gegebne Schutzmann hatte allerdings die Verpflichtung, sich selbst zu nähren. Dann hätte er aber auch die Möglichkeit haben müssen, sich etwas zu kochen. Da das nicht ging, und der Mensch seine ganze Zeit an meine Bequemlichkeit setzte, war es nicht mehr als recht und billig, daß ich ihn fütterte. Mir fiel ein, wie Burin für seine Magd sorgte. Ich nannte mich noch einmal mit einem kräftigen Worte und eilte die Quergasse entlang zur Ecke der Steinstraße, wo Jegorow mir am Morgen die Schenke Suslins gewiesen hatte mit dem Bemerken, daß es da alles gebe, was zum Trinken und Essen nötig sei. Ich erhielt auch wirklich Eier, Würstchen, ein Stück Käse und Weißbrot.

Als ich mit diesen Dingen zurückkehrte, war der Tisch schon gedeckt. Die Teemaschine kochte. Ich entledigte mich des Rockes und setzte mich zum Tee, hatte aber erst einen Streit mit Gerassim. Ich belud ihm einen ganzen Teller mit Eiern und Würstchen, fügte zwei Weißbrote hinzu und verlangte, er solle sich in seinen großen Krug Tee gießen und gleich trinken und essen. Er trug die erhaltenen Geware in das Vorzimmer und stellte sich dann an der Tür auf.

Wo ist dein Krug, Gerassim?

Ich komme später, Euer Wohlgeboren.

Bringe den Krug her.

Wenn Sie getrunken haben, Euer Wohlgeboren.

Narr, ich brauche dich nicht hier an der Tür. Du kannst unterdes schon essen und trinken.

Später, Euer Wohlgeboren.

Höre, Bruder, mache mich nicht böse, hole den Krug.

Es schickt sich doch nicht, Euer Wohlgeboren, sagte er, indem er zögernd den Fuß auf die Schwelle setzte.

Marisch! den Krug!

Er brachte ihn, aber während ich ihm den Tee eingoß und einige Stücke Zucker auf eine Untertasse legte, schüttelte er mißbilligend den Kopf. Er saß auch noch eine Weile im Vorzimmer am Tische und schien über die Sache nachzudenken. Der Anblick der guten Dinge vor ihm war aber doch zu verlockend. Er nahm erst einen Schluck Tee, dann noch einen, brach ein Stückchen Brot ab, biß endlich in ein Würstchen — und nun war das Eis gebrochen. Er erhielt einen zweiten und dritten Krug Tee, aß, trank und schwigte.

Auch ich begann mich bei dem warmen Tee gemütlich zu fühlen. Der Ärger verging. Ich freute mich, daß ich in dieser Nacht bei dem schlechten Wetter noch nicht auf der Straße zu sein brauchte. Ich rauchte eine Papiros nach der andern und machte Pläne, wie ich gleich morgen Erkundigungen einziehen wollte, wo ich am besten auf das Mittagessen abonnieren könnte, und wo in der Stadt die Möglichkeit vorhanden wäre, mich mit Büchern zum Lesen zu versorgen. Ich faßte den festen Beschluß, mich so bequem wie möglich einzurichten, um die wenige Zeit, die mir der Dienst lassen würde, angenehm in der eignen Wohnung zu verbringen. Bekanntschaften wollte ich nicht anknüpfen. Natürlich, Burin mußte ich dann und wann besuchen. Was für ein tüchtiger Mensch hatte sich aus dem armen roten Waska herausgearbeitet! Und seine Nachbarin, die Sawinski — hm, ob es sich wohl so machen würde, daß ich mit ihr näher bekannt werden könnte? Sie hatte an der Haustür kaum meinen Gruß erwidert. Wie trozig und böse sie dabei blickte! Wie so ganz anders hatte sie im Gerichtsklokal ausgesehen! Mir schwebte das liebliche Gesicht mit dem flehenden Blick so deutlich vor, als ob es mich in Wirklichkeit durch den Papirosrauch ansähe.

Gerasim sprang plötzlich auf und lief hinaus. Ich horchte. Es war mir, als ob die Schläge einer Glocke zu meinen Ohren gedrungen wären. Da kam auch schon Gerasim hereingestürzt.

Euer Wohlgeboren, meldete er in dienstlicher Haltung, man signalisiert Feuer jenseit des Flusses. Befehlen Sie, Ihnen die Kleider zu reichen?

In wenig Minuten hatte ich die für den Nachtdienst bereit gelegten dicken Stiefel und den alten Paletot angezogen, den Säbel umgehängt und die Revolvertasche umgeschnallt. Ich lief zum Stadtheilhaus. Ich wollte vor allen Dingen den Aufseher treffen, denn mir war nicht recht klar, ob ich auch zum Feuer mußte, oder ob ich im Stadtheile zu bleiben und nach der Ordnung zu sehen hätte. Der Wind blies erstarrend kalt, und nasser Schnee fiel in großen Flocken.

Vor dem Stadtheilhaus stand der Schutzmann mit dem Stielzuße, beschattete trotz der Dunkelheit die Augen mit der flachen Hand und schaute auf die Räte, die sich jenseit des Flusses am Himmel zu bilden begann.

Ist der Aufseher hier, Zwan?

Gott mit Ihnen, Euer Wohlgeboren! Es ist ja Feuer. Wie soll der Aufseher hier sein!

Ich wollte weiter laufen, besann mich aber. Zwan war ja doch ein gescheiter Alter.

Wie denkst du, Bruder? Ich habe den Aufseher nicht gefragt. Muß ich zum Feuer, oder muß ich im Stadtheile die Runde machen?

Es ist, wie es ist, Euer Wohlgeboren, sagte er nachdenklich. Beim Feuer sind einerseits immer alle außer Herrn Guibo, der hier bleiben muß. Andererseits habe ich gehört, wie Ihnen der Aufseher den Stadtheil besonders anbefohlen hat. Ich kann es nicht wissen, Euer Wohlgeboren, aber ich denke, Sie machen besser die Runde in dem Stadtheile. Vielleicht finden Sie aber auch noch den Aufseher im Depot.

Mir schien die Runde auch mehr dem Sinne der Aufträge zu entsprechen, die Zemelian Afanasjewitsch mir angedeutet hatte. Vielleicht traf ich ihn aber noch an. Ich eilte die Verkündigungsstraße entlang zum Ufer, wo ich links einbog, um

zum Feuerwehrdepot zu gelangen, das in unserm Stadtteil in der Nähe der Brücke war.

Dort gab es lauter Hast und Getümmel. Pferde stampften. Menschen wetterten und fluchten. Fackeln beleuchteten blutigrot das belebte Bild und spiegelten sich in den blanken Messinghelmen der Steigermannschaft. Eine Spritze fuhr eben donnernd aus der Pforte des Depots zur Brücke. Vor ihr her jagten zwei reitende Leute mit Fackeln in den Händen. Hinter ihr rasselten die zu ihr gehörigen Tonnen. Kaum hatte ich den Hof betreten, als ich mich an die Wand drücken mußte, denn eben setzte sich noch eine Spritze in Bewegung, wieder gefolgt von zwei Tonnen.

Euer Wohlgeboren, sagte ein Schutzmann, indem er mit der Hand an der Mütze auf mich zutrat, belieben Sie nie sich an diese Wand zu stellen. Hier sind schon früher Leute zerquetscht worden. Gut, daß es nicht die Spritze Nummer eins war, mit der der Brandmeister selbst fährt. Die rast hinaus wie der Teufel, sodaß sie manchmal ein Stück Mauer mitreißt.

Wieviele Spritzen haben wir?

Wier sind schon fort. Die fünfte bleibt bespannt als Reserve zurück. Jetzt kommen nur noch die Leiterwagen mit den Steigern.

Zwei lange Gefährte mit je drei Pferden bespannt erschienen in diesem Augenblick zugleich aus zwei geöffneten Toren eines großen Schuppens. Auf ihnen stand je ein Duzend behelmter Leute, unter deren Füßen längere und kürzere Leitern und Haken zu sehen waren. Beide Dreigespanne setzten sich sofort in Galopp und suchten einander den Weg abzulaufen und zuerst die Pforte zu erreichen. Ich sprang entsezt zur Seite, denn der mir nähere Wagen bog plötzlich auf mich zu. Der die Pferde lenkende Mann machte eine ungeheure Anstrengung und brachte die Tiere dicht an der Wand zum Stehen, während der andre Wagen unter jubelndem Hurra seiner Besatzung mit unglaublichem Gepolter und Geklirr durch die Pforte flog.

Teufel! sagte auf dem zurückgebliebenen Wagen zu dem Pferdeflenker ein junger Mann mit einem vollen roten Gesicht, das lachend unter einer Polizeimütze hervor-guckte, du hast uns blamiert. Wir sind richtig die letzten.

Tut nichts, Euer Wohlgeboren, antwortete der Mann, indem er die Pferde zurückriß, um sie zur Pforte zu wenden. Das folgende mal wollen wir die Sache einholen.

Springen Sie auf, Kollege, rief der mit der Polizeimütze mir zu, als er mich bei dem Fackelschein erblickte.

Ich sah ihn an. Das war jedenfalls der meiner Kollegen, der trank, und den der Aufseher ganz zur Feuerwehr kommandiert hatte.

Sie sind doch der neue Gehilfe? rief er wieder, als ich nicht sogleich Folge leistete. Springen Sie auf. Der Polizeimeister ist wild wie ein Satan, wenn er bemerkt, daß jemand zu spät ankommt.

Da waren die Pferde aber schon in Schuß geraten und jagten durch die Pforte, daß die Enden der Leitern und Haken hinter dem Gefährt wie Rohrhalme schwankten.

Schade, daß Sie nicht beliebt haben aufzusteigen, Euer Wohlgeboren, sagte der Schutzmann, indem er sich wieder an mich wandte. Sie werden jetzt schwerlich einen Fuhrmann finden, und bis Sie zu Fuß hinkommen, ist der Polizeimeister schon lange da.

Müssen denn alle bei jedem Feuer sein?

Das steht außer Zweifel, Euer Wohlgeboren. So verlangt es der Polizeimeister.

Auf der Straße blieb ich zweifelvoll stehn. Wie dumm, daß ich den Aufseher nicht um genaue Verhaltensregeln gebeten hatte! Diese unangenehme Ungewißheit war aber wieder nur die Folge davon, daß ich den Nachmittag bei Durin zugebracht hatte, statt in das Stadtteilhaus zu gehn, wo ich von Zemljan Afanasjewitsch über alles aufgeklärt worden wäre. Ich mußte jetzt gute Miene zum

bösen Spiel machen. Zum Feuer kam ich zu spät. Darum war es besser, ich tat, als hätte ich die Sache so begriffen, daß ich während des Feuers den Stadtteil hüten und bewahren müsse.

Trotz dem beispiellos schlechten Wetter und der Dunkelheit zogen Menschen in Scharen zur Brücke, um zu dem Feuer zu eilen. Wollten sie helfen, löschen, retten? Gott bewahre! Die wenigen, die wirklich die Absicht hatten, sich der Hilfe zu widmen, die Feuerleute bei dem Pumpen abzulösen oder der Rettungsmannschaft bei dem Schleppen und Tragen beizustehn, waren schon längst vorübergegangen. Die Menge bestand zum größten Teil aus jungen Mädchen, die bei dem Mangel an nützlicher Beschäftigung mit Freude jede Gelegenheit begrüßten, wo sich Zeitvertreib bot, wo es etwas zu sehen gab, und wo zudem die Hoffnung nicht fern lag, mit bekannten jungen Herren zusammenzutreffen. Fast eben so müßige junge Herren machten nächst ihnen einen Hauptteil der zur Brandstätte Eilenden aus. Auch an ältern Herren und Damen fehlte es nicht, die sogar von kleinen Kindern begleitet waren, die schon früh daran gewöhnt wurden, unglückliche Ereignisse als Schauspiel zu betrachten. Hin und wieder drängte eine zerlumpte Gestalt hastig vorwärts, der ein geübtes Auge schon an den Bewegungen die Absicht ansah, wo möglich irgend einen Vorteil aus der Feuersbrunst und der durch sie hervorgerufenen Unordnung zu ziehen.

Ich hatte kaum einige Schritte getan, als ein Polizeimann grüßend vor mir stehn blieb. Ich erkannte ihn anfangs nicht.

Euer Wohlgeboren, meldete er, ich habe Sie in der Wohnung und im Stadtteilhause gesucht.

Es war der Wachmeister.

Ah, Jegorow! Sage mir, Bruder, muß ich zum Feuer oder hier bleiben?

Hat Semeljan Afanasjewitsch Ihnen keine Anweisung gegeben, zum Feuer zu fahren?

Nein.

Dann belieben Sie auch nicht hinzufahren.

Aber die Leute sagen, daß alle beim Feuer sein müßten, weil der Polizeimeister es verlange.

Was sagen die Leute nicht alles!

Wohin willst du jetzt?

Semeljan Afanasjewitsch hat beliebt zu befehlen, sobald es brenne, solle ich zu Ihnen, um Sie bei der Runde durch den Stadtteil zu begleiten.

Bruder, das hättest du gleich sagen sollen.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.

Bisher hast du allein die Runde gemacht?

Jawohl.

Gut, dann mache du auch jetzt die Runde allein, und ich werde sie ebenfalls allein machen. Da haben wir dann gleich zwei Runden. Das wird, glaube ich, besser sein.

Zu Befehl, Euer Wohlgeboren. Besser wäre es schon. Die Galunken von Schutzleuten warten nur darauf, daß ich vorbeigehe, und dann treiben sie, was sie wollen. Aber —

Was, aber?

Es ist nicht gut, daß Sie allein gehn.

Warum?

Es ist dunkel, Euer Wohlgeboren, und die Menschen sind schlecht. Bisher ist noch nie ein Polizeioffizier allein gegangen.

Unsinn! Du gehst doch allein.

Nun ja, ich!

Dann kann ich es auch. Vorwärts. Nimm du zuerst die halbe Strecke zu — nun ja, zu dem Markte. Ich gehe erst zu den Sandbergen.

Zu Befehl — er legte die Hand an die Mütze —, aber Euer Wohlgeboren, halten Sie an abgelegnen Stellen die Hand am Revolver. Ich sage Ihnen, die Menschen sind wild und toll, wenn es brennt.

Wir trennten uns.

Ich hatte mir die Gegend an den Sandbergen gewählt, weil hier das Ende der Stadt war, wo mein Quartier lag, und wo ich mir die Straßen und Posten besser gemerkt zu haben glaubte. Um dorthin zu gelangen, mußte ich wieder über die Verkündigungs- und die Steinstraße zurück.

Der Feuerschein jenseit des Flusses war heller geworden. Man sah gegen den geröteten Himmel, wie sich der Rauch langsam vor dem Winde hinwälzte.

Am Flußufer standen kleine Gruppen, auch einzelne Personen, die nach dem Feuer und dem Rauch ausschauten.

Als ich mich der Ecke der Steinstraße näherte, sah ich zwei weibliche Gestalten, die auch nach der Feuersbrunst hinübersahen und scheu zurückwichen, als sich zwei Männer neben ihnen aufstellten.

Warum ziehn Sie sich zurück, meine schönen Damen! sagte einer der Männer. Mit uns zusammen ist es viel besser, das Feuer zu betrachten.

Es war mir, als ob jemand mir zugeflüstert hätte, daß eine der beiden Damen die Sawinski sei. Oder glaubte ich sie an der Haltung und an den Bewegungen zu erkennen?

Komm nach Hause, Mama, sagte die, die ich für die Sawinski hielt, und wandte sich zum Gehen.

Warum nach Hause! rief der Mann lachend. Bleiben Sie doch, meine Schöne. Ich versichere Ihnen, wir sind sehr angenehme Leute.

Komm, Mama.

Sie ging weg, und ihre Begleiterin schickte sich an, ihr zu folgen.

Warten Sie, warten Sie, wir gehn mit Ihnen, rief der Mann und tat, als ob er nachlaufen wollte.

Ich erreichte in diesem Augenblick die Ecke.

Treiben Sie keinen Unfug auf der Straße, sagte ich streng, indem ich vom Ufer einbog.

Was geht das Sie an! schrie er grob. Ach, entschuldigen Sie, fügte er sogleich hinzu, als er die Polizeiuniform erkannte, und wandte sich wieder zum Flusse.

Ich hätte nun vernünftigerweise erstens schweigen und zweitens dem Ufer folgen sollen, um in die weiter abliegenden Straßen zu gelangen, wie ich mir vorgenommen hatte; aber ich war jetzt ganz überzeugt, daß die weggehende die Sawinski sei, und — nun, ich folgte ihr in die Steinstraße und beging noch außerdem die kindische Dummheit, mich ihr im besten Lichte zeigen zu wollen, indem ich dem Manne einen Verweis erteilte.

Das Entschuldigen ist unnütz, sagte ich. Ich warne Sie, wieder Damen auf der Straße zu belästigen. Ich verstehe in dieser Hinsicht keinen Spaß.

Der Mann brummte etwas Unverständliches. Sein Begleiter aber sagte spöttisch lachend: Verzeihen Sie großmütig. Machen Sie uns nicht unglücklich. Es ist das erstemal.

Ich biß mich auf die Lippe, tröstete mich jedoch sogleich damit, daß die Sawinski — sie mußte es sein — schon zu weit entfernt war, das Lachen zu hören, und darum die Worte wohl für bare Münze nehmen konnte.

Als ich die Damen mit raschen Schritten einholte, blieben sie stehn, als ob sie mich vorbeilassen wollten. Ich grüßte.

Ich bin empört über diese Art von Frechheit, die sich sonst ganz anständige Herren in der Dunkelheit gegen Damen erlauben, sagte ich, indem ich langsam weiterging.

Sa, antwortete die Ältere, und beide setzten sich neben mir in Bewegung, es ist schrecklich unangenehm. Sogar eine bejahrtere Frau darf sich am Abend ohne

Begleitung gar nicht auf der Straße zeigen, von jungen Mädchen schon nicht zu reden.

Ist die Ansfitte hier in der Stadt wirklich so eingerissen? fragte ich.

Ah, Sie sind kein Hiesiger! sagte sie. Ja, leider.

Sie erging sich in Klagen und erzählte von verschiedenen Zudringlichkeiten, denen sie mit der Tochter oder vielmehr der Tochter wegen in der letzten Zeit ausgesetzt gewesen wäre.

Ich sprach meine Entrüstung aus und betonte meinen Entschluß, diesem Unwesen nach Möglichkeit zu steuern. Ich suchte auch die Tochter — es mußte die Sawinski sein — in die Unterhaltung zu ziehen. Allein sie wanderte neben uns her und öffnete den Mund nicht. Es schien mir einmal, als ob sie vor sich hin sicherte.

Wir waren bei dem Hause der Schtschepin angekommen.

Hier wohnen wir, sagte die Mutter und grüßte.

Mama, ließ sich plötzlich, als ich an die Mütze griff, die Tochter vernehmen, obgleich ich den Herrn selbst nicht kenne, muß ich ihn dir doch vorstellen. Der Herr hat mich heute schon zweimal von einer Unannehmlichkeit befreit: am Vormittag von unsrer Wirtin und jetzt von dem Zudringlichen. Es ist der Polizeioffizier, von dem ich dir erzählt habe.

Ah, sehr erfreut! rief die Frau und streckte mir die Hand entgegen. Ich danke Ihnen. Ich bin die Witwe Sawinski, und dies ist meine Tochter Mascha.

Sie drückte mir die Hand, und ich hob die Mütze, während ich mich ganz dem angenehmen Gefühl hingab, das mich bei den Worten des Mädchens ergriff. Die Stimme klang hell und weich und hatte doch einen Anflug von neckischer Reckheit, der das Ohr angenehm berührte.

Ich nannte meinen Namen und Stand und lüftete nochmals die Mütze, indem ich mich der Tochter zuwandte und nicht wußte, ob ich es wagen dürfte, ihr auch die Hand zu reichen.

Herr Gehilfe, sagte die Mutter treuherzig, entschuldigen Sie meine Geradheit. Ich bin ja eine Soldatenfrau. Der Tee steht bei uns auf dem Tische. Wir wollten uns gerade setzen, als wir den Feuerschein sahen. Trinken Sie bei dem schlechten Wetter vielleicht ein Glas Tee mit uns? Ohne Umstände, wenn Sie es nicht ver-
schmähen, bei zwei armen, alleinstehenden Weibern einzutreten.

Ich wollte mich eben bedanken, als Mascha schon die Haustür öffnete und gedämpft zurückrief:

Aber nur rasch und leise über den Vorplatz und Hof, daß uns die Wirtin nicht hört!

Die Mutter trat ein, und ich folgte. Mascha war schon verschwunden. Ich schloß die Tür, schritt vorsichtig über die Dielen des Vorplatzes und der Frau nach um das Haus. Kaum waren wir in einem kleinen Hintergebäude angelangt, als die Tür zu einem erleuchteten Zimmer von innen geöffnet wurde, und Mascha uns entgegenlächelte. Sie hatte es in den wenigen Augenblicken schon zustande gebracht, sich der Mütze, des Paletots und der Galoschen zu entledigen.

Ich entschuldigte mich wegen meiner großen Nachtdienststiefel, doch die Mutter meinte, während sie sich aus ihrer warmen Kleidung schälte, das seien ganz unnütze Worte, denn sie sei wie die Tochter Militärperson, also an die großen Dienststiefel gewöhnt.

Ich hängte den Revolver und den Säbel nebst meinem Paletot an den neben der Tür angebrachten Kleiderrechen, und als ich weiter in das Zimmer vortrat, wo auf dem Tische vor dem lederbezogenen Sofa der Tee serviert war, verneigte sich Mascha zeremoniell vor mir und „nahm sich die Freiheit,“ sich mir als Marija Iwanowna Sawinski, Tochter des Hauptmanns Sawinski, vorzustellen.

Es war offenbar halb Scherz halb Ernst, und ich verbeugte mich ebenso formell und nannte mich nach dem Taufnamen, dem Vater und der Familie. Wie ich aber dabei ihre zarte schmale Hand zwischen meinen Fingern fühlte, wurde mir

ganz eigentümlich zu Mut, und ein Blick in ihr von der Lampe auf dem Tische hell beschienenes Gesicht mit den blendend weißen Zähnen, die wie Perlen zwischen den etwas geöffneten frischen Lippen hervorglänzten, mit den Mutwillen verratenden Augen und dem von der Mühe in die reizendste Unordnung gebrachten Lockenbusche über der Stirn raubte mir fast vollständig die Fassung. Ich war deshalb ziemlich einsilbig, als ich ihr gegenüber am Tische saß, während die Mutter die schon erkaltete Teemaschine hinaustrug, um frische Kohlen nachzulegen. Es gelang mir nicht, mich soweit zu sammeln, daß ich eine fließende Unterhaltung in Gang gebracht hätte. Erst als die Mutter mit der summenden Maschine zurückkehrte, als ich ein Glas des heißen Getränks vor mir hatte und aufgefordert wurde, mir eine Papiros anzuzünden, damit auch sie sich nicht zu genießen brauchten, daselbe zu tun, als die Mutter den Rauch von sich blies, und auch die Tochter schelmisch lächelnd kleine Ringe aus dem Munde aufsteigen ließ, wobei sie wieder die schönen Zähne zeigte — erst da fand ich mich zurecht, und wir gerieten in heiteres Geplauder.

Beide sprachen offen und gerade. Sie hatten, wie es schien, keine Geheimnisse. Das Gespräch kam bald auf die Wirtin. Sie malten teils lachend teils ärgerlich aus, was sie von der aufdringlichen, boshaften Person zu leiden hätten. Ich lachte und ärgerte mich mit. Warum sie nicht auszögen, fragte ich. Das sei leichter gesagt als getan, meinten sie. Zwei so netuliche und bequeme Zimmer ließen sich schwer zu einem so billigen Preise wieder finden. Mehr zahlen könnten sie aber nicht, denn ihre Mittel seien gar zu beschränkt. Sie hätten nichts als die geringe Pension und die Kleinigkeit, die die Tochter mit verschiedenen Handarbeiten verdiene. Sie hielten darum auch keine Magd. Die Mutter besorge eigenhändig und mit Vergnügen die kleine Wirtschaft, und die Tochter nähe für einige Magazine und auch für Privatbestellung. Ich deutete mein Bedauern an, daß ein junges Fräulein sich mit der Sklaverei solcher Arbeiten abgeben müsse. Mascha lachte, verneigte sich übermütig und empfahl sich mir für den Fall, daß ich mir Tücher mit Arabesken und Monogrammen bestellen wolle. Die Mutter aber erklärte, daß von Sklaverei doch nicht die Rede sein könne, da Mascha eben nur soviel Bestellungen übernehme, wie sie mit Bequemlichkeit und ohne Anstrengung bewältigen könne. Das trage jedoch soviel ein, daß Mascha ihre Garderobe vollständig damit bestreite.

O, meine Mascha ist ein tüchtiger, prächtiger Kerl! sagte die Mutter stolz.

Eben war die Unterhaltung wieder auf die Wirtin gekommen. Mascha hatte ein Gesichtchen zum besten gegeben, wobei sie treffend die Schtschepin nachahmte. Wir lachten von Herzen. Da ging die Außentür. Jemand tastete mit den Händen an der Zimmertür umher, öffnete diese, und herein trat — Wera Schtschepin in eigener Person.

Hundertmal habe ich Ihnen gesagt, Mascha, begann sie ohne jegliche Einleitung, indem sie bis zum Tische vorrückte und das große Tuch, in das sie sich gehüllt hatte, vom Kopfe auf die Schultern sinken ließ, daß Sie nicht das richtige Benehmen haben. Ich bin ein adliches Fräulein und kann das beurteilen. Sie sind auch ein Fräulein, und Sie müßten stets so tun und auftreten, wie es einem Fräulein ziemt; aber Sie haben nicht die rechte Art, Ihnen fehlt der feine Takt. Ihre Mutter sieht nicht genug nach Ihnen. Ja, Sie sehen zu wenig nach ihr — sie wandte sich zur Mutter, streckte den Arm vor und bewegte die gespreizte Hand Schweigen gebietend hin und her —, viel zu wenig. Sie sehen so gut wie gar nicht nach ihr. Reden Sie nichts, gar nichts. Es ist, wie ich sage. Ich kann das beurteilen, denn meine Erziehung befähigt mich dazu. Und ich bin nicht egoistisch. Ich erteile Ihrer Mascha gute Lehren. Aber hört sie darauf? Nimmt sie sich ein Beispiel an mir? Gott bewahre! Und Sie sehen das an und sagen nichts dazu. Sie machen mit ihr noch gemeinschaftliche Sache. Es brennt draußen — sie sah mich an, als ob sie mir erzähle —, und ich armes, verlassenes Geschöpf erfahre nichts davon. Meine Magd meldet es mir nicht, denn meine Magd

weiß auch nichts davon. Sie sollte es wissen und sollte es mir melden, aber sie kümmert sich nicht darum. Sie lebt wie taub und blind. Ihr kann man das nicht verdenken, denn sie ist eine Bäuerin, ein rohes Geschöpf ohne jegliche Erziehung. Wenn sie essen und schlafen kann, so glaubt sie damit ihre Aufgabe in der Welt erfüllt zu haben. Aber Sie, Mascha — sie lehrte sich zu dem Mädchen und erhob zwei Finger wie zum Schwur —, Sie dürfen doch nicht so tun wie solch ein unverantwortliches Geschöpf. Sie sind ein Fräulein und haben als solches Ihre Pflichten, ja, Pflichten der Bildung und des guten Tons. Erfüllen Sie diese Pflichten? Erfüllt sie diese Pflichten? — Die Frage war wieder an mich gerichtet. — Sie bemerkt das Feuer. Sie läuft auf die Straße, um zu sehen, wo es brennt. Sie nimmt auch die Mutter mit. Und die Mutter — sie streckte von neuem die Hand beschwichtigend vor —, schweigen Sie, schweigen Sie, Sie sind schuld. Ich kann das beurteilen. Beide gehn fort. Ich allein erfahre nichts und weiß nichts. Ich habe keine Ahnung. Ich sitze verlassen in der Halle. Das Feuer kann plötzlich mein Haus erfassen. Das Dach kann mir über dem Kopfe zusammenstürzen. Was machen meine Mieterinnen sich daraus! Ich frage Sie, Herr Gehilfe, ist das rücksichtsvoll? Erfüllt man so die Pflichten, die jeder Mensch von guter Erziehung anerkennt?

Die Damen hatten jedenfalls gleich . . .

Begriffen, wollte ich zur Rechtfertigung der Beschuldigten sagen, daß es in der Ferne brannte und keine Gefahr drohte. Ich kam jedoch nicht dazu, denn sie fing lauter und schneller an zu sprechen, wie ich nur den Mund öffnete. Ich sah jetzt auch ein, warum die Mutter und die Tochter schwiegen. Jede Silbe der Entgegnung verstärkte den Redestrom.

Es durfte so nicht weitergehn. Meine Anwesenheit konnte die Verlegenheit, worin sich die Sawinskis befanden, nur vergrößern. Blieben sie allein, so wußten sie wohl eher, wie sie sich von der redelüchtigen Wirtin losmachten. Ich mußte mich entfernen, und zwar mit Entschiedenheit, in einer Art, die jedes Aufhalten unmöglich machte.

Die Schtschepin redete davon, wie taktlos es ferner gewesen sei, den Herrn Gehilfen mitzubringen und ihr auch davon nichts zu wissen zu tun, während sie mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit warte, den Herrn Gehilfen zu sprechen. Sie habe es durchaus nötig. Sie habe vielerlei auf dem Herzen . . .

Ich stand auf und verbeugte mich vor den Sawinskis, die auf dem Sofa saßen. Sie erhoben sich und boten mir zum Abschiede die Hand. In der Tochter Augen schien dabei eine Bitte zu liegen. Ich sollte, glaubte ich zu verstehen, die Schtschepin mitnehmen. Diese streckte mir auch die Hand hin, als ich sie grüßte, wobei ich sie aus Vorsicht in einem weiten Bogen umgehn wollte. Die Hand konnte ich ihr jedoch nicht gut verweigern — und richtig, sie hielt die Hand fest.

Herr Gehilfe, ich muß Sie durchaus sprechen. Ich muß Ihnen viel sagen. Ich sehe aber, Sie haben Eile, und ich will Sie deshalb nur mit einer einzigen Sache belästigen. Die Sache ist aber so wichtig.

Ich hatte meine Hand nicht mit Gewalt befreit. Ich weiß auch nicht, ob es mir gelungen wäre, denn die knöchigen Finger der Dame hielten eisern fest. Ich war aber nicht stehn geblieben, sondern zur Tür geschritten, und sie mußte wohl oder übel folgen. Hier hob ich mit der freien Linken meinen nassen Paletot vom Rechen, und wie ich ihn mir absichtlich recht ungestüm über die Schultern warf, spritzten ihr Tropfen in das Gesicht. Sie trat zurück, soweit der Arm reichte, zögerte jedoch noch. Eine neue Bewegung schleuderte einen Ärmel des Paletots auf ihre Hand und ihren halbnackten Arm. Jetzt ließ sie los. Während ich in die Ärmel fuhr, den Gurt umschnallte und den Säbel überhängte, eiferte sie gegen Durin. Seinetwegen müsse sie noch heute Rücksprache mit mir nehmen, denn der unverschämte Mensch sei zu gefährlich. Er verfolge sie beständig und trachte . . .

Ich gab ihr ein warnendes Zeichen mit dem Kopfe.

Draußen, draußen, raunte ich ihr zu.

Sie zog gleich das Tuch über den Kopf, und wir marschierten ab, ich voran, sie hinter mir. Kaum waren wir im Freien, so hörte ich, wie die Tür verschlossen wurde. Die Schtschepin begann in diesem Augenblick zu reden, ich aber setzte meine Beine in Bewegung und war mit wenig Schritten auf dem Vorplatz und auf der Straße, wo ich weiterannte, ohne mich umzusehen. Ich lachte und hielt erst an, als ich wieder das Ufer erreicht hatte.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Politisch=anthropologische Zukunftsträume. Ich war ermüdet nach Hause gekommen. Allerlei Widerwärtiges hatte mich in meiner Arbeit gehemmt. Wie sind unsre Lebensverhältnisse doch verwickelt! ja sie werden immer verwickelter. Und die Sorgen der vertieften naturwissenschaftlichen und sozialen Bildung! In absehbarer Zeit wird Übervölkerung eintreten. Der Kulturmensch verbraucht seine Nerven unheimlich schnell. Überall grinst dem Vorurteilsfreien aus fröhlichem Lachen und roten Wangen die erbliche Belastung entgegen. Da ist es mir wie ein erfrischender Ausblick in eine neue Welt, in der alles, was unser öffentliches Leben „durchquert“ und holprig und sorgenvoll macht, geordnet und geglättet erscheint, wenn ich Buhmanns „Politisch=anthropologische Revue“ in die Hand nehme. Da wird mit unbeirrter, selbstzufriedener Konsequenz auf biologischer Grundlage ein neuer Staat, eine neue Bildung, eine neue Sittlichkeit entdeckt. Alles klärt sich, die Staatsordnung, die sozialen Fragen, die pädagogischen Probleme. Die Welt von vermeintlichen Idealen, mit denen sich der Kulturmensch noch quält, erweist sich als eine Welt von Gespenstern und von Illusionen. Alles gründet sich auf „politisch=anthropologische Tatsachen.“

Und so wandten sich auch jetzt meine Gedanken unter dem Eindruck dieser weiten Ausblicke ab von der unerquicklichen Gegenwart. Wie wohlgeordnet könnte doch unser Staatsleben sein, ohne Parlamentarismus, ohne überflüssige Reden, ohne Obstruktion, ohne Schulquälerei, wenn wir uns auf biologischer Grundlage einen anthropologischen Bienenstaat oder Ameisenstaat begründen könnten, alles wohlgefügt ohne sentimentale Rücksichten. Unwillkürlich drängt sich mir dabei die Erinnerung an manche Wanderung durch das mustergiltige Gestüt im ostelbischen Trakehnen auf. Für die Erziehung der Menschenjugend scheint ja in seinen Gefilden manches noch zu wünschen zu sein; das sind eben atavistische Erscheinungen. Aber in der Pferdeezucht feiert allerdings die „zielbewußte“ Züchtungsmethode glänzende Triumphe. Wenn wir in den lichten lustigen Ställen, Pferdesalons könnte man sie nennen, die edeln Rasse musterten, wurde das Auge gefesselt durch die Tafeln, die ihre Abstammung sei es von englischen Rassepferden, sei es von arabischem Vollblut angaben. Man wußte sofort, was von ihnen zu erwarten stand. Und dann ging's hinaus auf die Vorwerke. Da waren die einzelnen Jahrgänge nach strenger Auslese gesondert, um dann weiter in steter Sichtung dem Alter der Leistungsfähigkeit entgegengezüchtet zu werden. Die jährigen Fohlen, die ältern Jahrgänge — jede Gruppe hatte, man möchte sagen, in ihrem Zusammenleben ein eignes Selbstgefühl, als wollte sie dartin: seht, wie sind wir so vorsorglich gezüchtet und so angemessen eingeordnet; jedes an seinem Plage. Und weiter — merkwürdig, wie ich so hinwanderte, dehnte sich vor meinen Augen eine neue Stadt unabsehbar weit über die Ebene aus. Die hatte ich noch nicht gesehen. Lauter gleichförmige, langgestreckte niedrige Gebäude in geraden Straßen, die konzentrisch auf einen weiten Platz